

462  
Bemerkungen

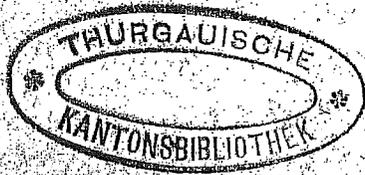
über den

politisch-ökonomischen Zustand

meines Vaterlandes und meiner

örtlichen Gemeinde,

von



J. Wiesli, Ammann der Gemeinde Wylen,

und Mitglied des Grossen Rathes

des Kantons Thurgau.

---

Den Hochgeachteten

Herren Landammännern

Morell und Anderwert

und

sämmtlichen Hochgeachteten Herren

Regierungsräthen,

den Vätern des Hohen Standes Thurgau,

ehrfurchtsvoll gewidmet vom Verfasser.

---

## V o r b e r i c h t.

Die Ueberzeugung, daß unsre gegenwärtigen politischen Verhältnisse gut und glücklich und ein reiches Feld künftiger Hoffnungen sind, und die Meynung, daß es niemandem übel stehe, hierüber seine Ansicht, seine Freude und seinen Dank öffentlich auszusprechen, veranlaßten diese Bemerkungen. Dieselben meynen keineswegs, etwas Neues oder Besonderes zu bemerken, vielmehr möchten sie nur das vorhandene Gute manchem Uebelsichtigen, der mit Ueberschätzung nur das Alte preiset, bescheidenlich vor's Auge rücken, daß er auch das gute Neue billiger würdige; auch möchten sie den Mann höhern Orts hier und da vielleicht auf etwas aufmerksam machen, was der Mann im Volke leichter beobachten kann. Wem es kleinlich erscheint, daß so viel Allgemeines in den Bemerkungen mit unsrer unbedeutenden Dertlichkeit vermengt erscheint, der bedenke, daß das gesunde Leben des Staates an jedem kleinen Punkte des Staatskörpers nicht weniger als an den größern Gliedmaßen desselben sich nachweisen lasse. Spiegelt sich ja das Licht der Sonne im kleinsten Thautropfen nicht minder, als im großen. —

Die Ortsgemeinde Wylen, im Kanton Thurgau, zugehörig der Municipalgemeinde Nickenbach, im Amtsbezirke Tobel, im Kreise Sirnach, liegt auf der äußersten Spitze einer Art Erdzunge dieses Kantons; und gränzt gegen Mittag an die ehemalige Grafschaft Toggenburg, gegen Mitternacht an die Stadt Wyl.

Wylen ist schon aus dem 10ten Jahrhundert als ein Meyerhof bekannt, und blieb muthmaßlich ein solcher bis ins 14te Jahrhundert. Urkunden gemäß, die das Gepräge der Rechttheit tragen, gehörte dieser Hof während eines großen Zeitraumes den Edeln von Ober-Usweil, und wurde in dem eben berührten 14ten Jahrhundert, wie der Hof von Bettenau, für einen Goldpfenning jährlich in Pacht gegeben.

Ungeachtet der fruchtbaren Lage scheint sich dieser Ort doch lange nicht beträchtlich erweitert zu haben, da die benachbarte Stadt Wyl durch alle Jahrhunderte herab beynabe alle liegenden Gründe inne hatte, die nun ein Besizthum der jezigen Bewohner von Wylen sind. Auch von der mittäglichen Seite her erstreckten sich bis an den Hof Wylen die Güter der Edeln von Brunberg und Lamperswil, die auch Bürger zu Wyl waren, und daselbst öffentliche Aemter, mehreremal selbst das Schultheißenamt bekleidet hatten.

Nachdem sich in Europa Manches, besonders in der gegenseitigen Art sich zu bekriegen, geändert, und als die Städte den Werth, den sie früher als Asyl gegen die alle Sicherheit gefährdenden Räubereyen des

Adels hatten, nach und nach verloren, nahm auch Wyl sowohl an Einwohnern als an Vermögen allmählig immer mehr ab. Daher mochte es geschehen, daß von den Gütern der Stadt nach und nach durch Ankauf an neue Besitzer kamen, die sich um Wylen ansiedelten und diesen Hof allmählig zur größern Ortschaft erweiterten. —

Jedoch geschah es nicht sobald, und nicht auf einmal, daß man die schützenden Mauern der Städte gegen den wehrlosen Aufenthalt auf dem Lande so leicht vertauschen mochte. Denn noch waren die Tage der Barbarey und des wilden Faustrechts noch lange nicht vorbey, und Adel und Geistlichkeit boten allem auf, ihren despotischen Arm noch länger über dem gedrückten Volke zu halten. Grauensvolle Zeit, in der die Gewalt des Stärkern als Gesetz galt und keine durchgreifenden Maaßnahmen einer bestehenden Ordnung den Schwächern gegen Gewaltthat in Schutz nahmen, wo der leibeigene Untertban, statt bey seinem Herrn Sicherheit für Leben und Eigenthum zu finden, ihn selbst als den gefährlichsten Feind fürchten mußte; wo der mächtige Räuber, mit Beute beladen und vom Blute der Unterdrückten besudelt, nur seine Hände an dem Altar eines Heiligen falten, und von dem Geraubten etwas als Opfer hinlegen durfte, um so das ganze Verbrechen zu sühnen, und aller weitem Rüge einer strafenden Gerechtigkeit zu entgehen! In diesen Zeiten des Zwanges und der Unterdrückung mußten dann auch unsre Väter häufig den Fahnen des umliegenden Adels, sey es in dessen eignen kleinern Fehden, sey es in den allgemeinem Kriegen, besonders mit den drey Ländern, folgen, um

fremden Boden mit ihrem theueren Blute zu tränken; — nicht kämpfend für eigene Sicherheit und Wohlfahrt, nein! nur aus Zwang dienend dem Übermuth und der Herrschsucht jener gewaltübenden Herren.

Als endlich in Europa die Morgenröthe einer bessern Bildung und Menschlichkeit zu dämmern begann, und auch in den eidgenössischen Landen das Licht besserer Erkenntnisse und Ansichten längst schon in Handel und Wandel übergegangen war, dauerte es doch noch geraume Zeit, bis auch in unsern Gegenden die dichten Nebel wichten, die dem einbrechenden Tag überall entgegen standen. Denn von Vielen war dieser Verbreitung klarerer Begriffe, und eines gesunden Menschenlebens im Volke deswegen entgegengearbeitet, weil sie, zwar nicht böswillig, aber von alten, liebgewonnenen Vorurtheilen geleitet, tadelten, was sie nicht kannten, und sein Emporkommen hindern zu müssen glaubten, — oder weil sie darin ein feindseliges Gestirn erblickten, das ihrer finstern und ungerechten Gewaltherrschaft den Untergang weißagte. Wieder andere hinderten die frühern und größern Fortschritte des tagenden Lichtes durch ihren unbescheidenen, unerleuchteten Eifer, der alles Herkömmliche, Langbestandene ohne Sönderung niedergerissen und zernichtet wissen wollte, ohne zu fragen, was an Kern und Form gut und für alle Zeiten brauchbar seyn möchte, und so konnte auch ihr Treiben den gewünschten Einfluß auf gemeine Volkswohlfahrt unmöglich haben. Statt von der in allen Ländern immer mehr um sich greifenden, Jahrhunderte schon vorbereiteten Umwandlung der Dinge einen mäßigen und flu-

gen Gebrauch zu machen; statt der neuen Aufklärung auf Belebung des Handels und der Gewerbe, auf besser berechnete Kultur des heimatlichen Bodens, auf Einsetzung und Handhabung einer ordentlichen Rechtspflege, auf Sicherung des Eigenthums und des Verkehrs, auf Unterricht der Jugend und aller Unwissenden, und auf anderes mehr, was der allgemeinen Wohlfahrt nöthig und dienlich ist, ihre wohlthätige Einwirkung zu verschaffen; — statt nun gegenseitig näher und menschlicher verbunden zu werden, ließ man sich statt dessen auch hier, wie anderswo, zu jener unseligen, religiösen Trennung verleiten, die nicht nur auch im Politischen zu den unfreundlichsten Trennungen, sondern selbst zu den blutigsten Kriegen führte, wo Bürger Einer Sonne, Kinder Eines Landes, den heimischen Boden mit dem Blute ihrer Brüder düngten. Früher indeß als in andern Ländern fanden sich bey uns Besinnung und Ruhe wieder, und lange schon narbten unsre Wunden, als das übrige Europa an neuen Unfällen blutete.

Im Verlaufe dieser Zeiten war unsre Ortschaft bis auf zwanzig Haushaltungen angewachsen, worunter wir die Geschlechter Schafert und Hinter namentlich kennen. Es waren jetzt ruhige Tage, bis zu Ende des 17ten und mit Anfang des 18ten Jahrhunderts die bekannten Toggenburgerunruhen unter dem herben Abte von St. Gallen, Leodegar Burgisser ausbrachen und geraume Zeit fort dauerten. Nachdem auch die Vermittelung der Schirmorte fehlgeschlug, kam es zum offenbaren Bruch und Kriege, worein auch die Bewohner Wylens als Untertanen des Abts verwickelt wurden. Wylen und seine

Umgebungen waren selbst auf einige Zeit der Schauplatz dieses Krieges, und obgleich dieß auch nicht lange dauerte, so empfanden jene doch all das Ungemach, das gewöhnlich im Geleite des Krieges und seiner Verheerungen ist. Doch schon während der sechsjährigen Landesverwaltung der obsiegenden mit Toggenburg verbündeten Kantone hatte man sich so ziemlich wieder erholt, und da die Administratoren des Landes dem Fleiße und der Gewerbsamkeit nicht nur kein Hinderniß entgegen setzten, sondern noch dazu ermunterten, so hatte man von den übeln Folgen jenes Krieges bald keine Spur mehr. Unter milder nicht drückender Regierung des Aebtlichen Krummstabes, begünstigt von der Natur und unter den holden Segnungen des Friedens, befand man sich so wohl, als es in einem Lande geschehen konnte, wo keine bestimmte gesetzliche Ordnung und keine wohlthätigen Anstalten zur Erhöhung der gemeinsamen Sicherheit und Wohlfahrt kräftiger halfen.

Wirklich muß man gestehen, daß in polizeylicher Hinsicht für Sicherheit des Eigenthums und der Personen immer noch die mangelhafteste Einrichtung bestand. Man denke sich nur den Straßenbettel und das Unwesen der Gauner und Bagabunden! Wer durfte es wagen, nicht nur auf einzelnen Höfen, sondern selbst in Dörfern solchen hergelaufenen Menschen, ob auch Mörder oder Diebe unter ihnen stacken, die Nachtherberge, ja selbst wochenlangen Aufenthalt zu verweigern, ohne zu gefährden, daß im Weigerungsfalle Haus und Hof Habe und Gut, ja vielleicht sein Leben selbst ein Raub der Rache dieser gesetzlosen, von keiner Obrigkeit mit

wirksamem Eifer verfolgten und bestrafte Menschen würdel! Was ist aber schmähhcher für eine Regierung, als wenn sie von einer solchen Klasse arbeitsscheuer, ungerechter und ungehorsamer Menschen, ruhig zusehend, Schaden und Gefahr kommen läßt über den thätigen, redlichen und geselichen Bürger! wenn sie unangefochten, wie wir es sahen, zugeben kann, daß ganze Horden solcher Nichtmenschen umherstreifen dürften, um wie die Thiere ihre Nahrung zu erjagen, wo sie selbe fänden, zehrend vom Fette des thätigen und gesitteten Mitmenschen, und dann im Müßiggange, gesättigt vom Schweiß fremder Arbeit sich hinlegend, preisgegeben aller Schändlichkeit, bis Noth oder Laune sie auftrieb, auf neue Beute auszugehen! Was war unverzeihlicher, als wenn Regierungen selbst, aus unweiser Barmherzigkeit, oder vielmehr aus herzloser Trägheit, etwas Besseres zu walteten, an schweifendes, sittenloses Gesindel, ohne Unterschied, Brod, Speisen, Geld vertheilen ließen, um den verderblichen Straßenbettel, und dadurch gleichsam geflissentlich die Unsittlichkeit und die Unordnung zu hegen und zu unterstützen, während wahrhaft bedürftige aber verschämte Arme unbeachtet und ungetröstet blieben, und in Krankheit und Noth verschmachten und verkümmern mochten.

Was war ungerechter, heilloser, und zweckwidriger, als wenn Regierungen gewisse Laster, z. B. Unzucht, Diebstahl etc., zwar unnachsichtlich und mit Strenge strafte; dagegen nichts, oder doch zu wenig thaten, um durch angeordneten Unterricht und durch Zucht die Ju-

gend frühe zur Scheu des Bösen und zur Liebe des Bessern zu gewöhnen?

Wie mögen solche Regierungen den Schein vermeiden, als sey es ihnen mehr darum zu thun, „Esel zu haben und Mäuler ohne Verstand,“ die da dumm und geduldig den Karren hinziehen, wohin man ihn haben will; als Menschen, die von dem göttlichen Geschenke der Vernunft Gebrauch zu machen wissen, um sowohl der höhern Absicht des Lebens mit Bewußtseyn und Ueberzeugung zu dienen, als auch mit Willigkeit dem Staate zu geben, und mit Dank von ihm zu nehmen, was jedem für sich und allen insgesamt zu gerechten zeitlichen Zwecken frommet.

Zwar wenn wir behaupten wollten, unsre jezigen Menschen, die mehr Unterricht und Erziehung genießen können und könnten, als jene in frühern Zeiten, seyen deswegen auch allgemein besser und verständiger geworden als jene, so würden wir von denen, welche die Vergangenheit kennen, von der Wirklichkeit selbst nur allzusehr des Gegentheils überwiesen werden. Doch was thut das? Wenn bis ietzt auch noch nicht alles geworden ist, wie es werden soll, so kann solches nie den wohlthätigen Absichten und Bemühungen einer Regierung, muß vielmehr der Unzulänglichkeit der vorhandenen Mittel, und anderm unausweichlichen Zwang der Umstände zur Schuld gegeben, muß wohl auch als ein schwer zu tilgender Ueberrest aus alten, vernachlässigten Zeiten angesehen werden.

Wie ehemals von oben herab für bessere geistige

Entwicklung und Bildung des Volkes überhaupt nichts oder nicht mit Eifer geschah, so geschah auch nichts von dorthen, was dem Landmann tauglichere Kenntnisse von der Fähigkeit und Kultur seines Bodens hätte verschaffen können. Während die brittische und viele deutsche Regierungen die Agrikultur beförderten, während die Oekonomisten in Frankreich, und selbst schon ein größerer Kanton der Schweiz durch ausgesetzte Preise dazu ermunterten, ja als die dießfalligen Versuche und angeblichen Erfindungen bis zum Unwesen stiegen, weil bey nahe jeder Frosch von Oekonomie quacken wollte; so kannte doch bey uns keine derartige Neuerung Eingang finden, und weit entfernt, daß man zur Verbreitung besserer ökonomischer Einsichten geholfen hätte, das Unstatthafte söndernd, das Nützliche behaltend, schien vielmehr ein feiner, versteckter Despotismus es hindern zu wollen, daß auch nicht einmal in Betreff des Landbaues die Köpfe lichter und die Leute regsamer und thätiger würden.

Indeß liegt es auch wohl schon in der Natur solcher kleinen Fürstenregierungen, wie unsre vorige war, daß sie das Wohl des Volkes nie kräftig genug und durchgreifend besorgen können; auch dort wo sie es wollten, und die Einsicht des Nöthigen und Bessern ihnen nicht mangelte. Denn nicht zu gedenken, daß falsche Rathgeber, die im Besitze des fürstlichen Vertrauens waren, gar leicht auch, wenn ihr besonderes Interesse es wollte, sich des fürstlichen Willens bemächtigen, durch blendende Vorstellungen ihn lähmen und binden, oder durch selbstgelegte Hindernisse die Ausführung gu-

ter Plane über Maas erschweren und unmöglich machen konnten, — so reichte auch schon das zur Vereitelung der besten Absichten hin, daß im Falle verweigerter Mithilfe von Seite des Volkes, im Falle der Widersegligkeit dem Fürsten keine hinreichenden und leichtverfügbaren Zwangsmittel zu Gebote standen, wodurch der Herrschaft des Unverständes Einhalt gethan, und dem Ungehorsam Schranken gesetzt worden wären. Wir haben es noch zuletzt gesehen, wie ein Fürst sein Vorhaben zur Anlegung einer neuen Straße durchs Land zwar durchsetzen konnte, weil ihm in seiner eigenen Kiste Geldsummen zu Gebote standen, die seinen Wunsch ohne anderes zum Ziele brachten; aber eben dieser Fürst mußte es erleben, daß seine eigenen Unterthanen nun das, was sie auf sein Aufgebot verweigert hatten, jetzt aus eigener Machtvollkommenheit, ihm zu Hohn und Trug, dennoch aufstellten. So beschaffen, war das Staatsverhältniß des Landes gar nicht geartet die Realisirung gemeinnütziger Zwecke zu begünstigen, weil dem Regenten keine heilsamen Mittel des Zwanges in der Hand lagen, wodurch er zum Besten des Ganzen, im Falle unverständiger oder böswilliger Weigerung den Gehorsam nothwendig machen konnte. So war es mit einer neuen Militärordnung, so mit der Beförderung des Landbaues und der Viehzucht. Mochte die Regierung immerhin einsehen, daß durch die Veränderung des gesammten europäischen Kriegssystems, wie durch ihre eigenen Verhältnisse mit den übrigen Schweizerischen Staaten auch ihr eine besser und gleichförmiger organisirte Miliz nothwendig geworden sey; — mochte sie vielleicht selbst an-

erkennen, daß die Sorge für Aeuffnung und Förderung des Landbaus und der Viehzucht unabweislich mit zu ihren Pflichten gehöre, — was konnte jene Einsicht und diese Anerkennung ihr helfen, da ihre Bürger nicht dazu erzogen und gewöhnet waren der Einsicht und dem Willen des Regenten zu glauben und zu gehorchen; vielmehr gewöhnet waren, bey allem, was den Schein des Neuen hatte, ob es gleich dem Unbefangenen leicht als besser einleuchten konnte, sich geflissentlich in den alten Uebungen, und Vorurtheilen zu steifen, und dem ausgesprochenen höhern Willen mit unbeugsamem Nacken entgegenzutreten. Es ist auffer allem Zweifel, daß ein solches Unterthanenverhältniß, das seiner Natur nach dem Bestehen eines wohleingerichteten Staates so zuwider war, und daß ein solches Regentenverhältniß, von dem entweder nur Thaten der Schwäche ausgiengen, oder dessen allfälligen Schritte der Kraft und des Heiles durch die eingerostete Widerspruchsucht der Menge vereitelt wurden, — daß ein solches zwiefaches Mißverhältniß nicht länger sich halten konnte, sobald nur immer durch einen bessern Geist der Zeit Verlangen und Bedürfniß nach Ordnung, Harmonie und blühenderem Volkswohl angeregt wurde. Die Gährungen, die in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts halb Europa untereinander mischten, um einen neuen Zustand der Dinge heraufzuführen, kamen daher auch für unsre Lage wie nothwendig und gerufen.

Doch nicht blos für die Lande des Abts von St. Gallen schlug diese Stunde des Aufhörens der alten Verhältnisse und des Beginns einer neuen Ordnung.

Wahrscheinlich ist es, daß, wenn auch keine ein und sechzig Klagartikel gegen die damalige fürstliche Regierung hätten eingereicht werden können, und wenn die bekannte schwankende Verwaltung und die drückenden Finanzverlegenheiten derselben nie gewesen wären, dennoch solche, bey der nun über die gesammte Eidgenossenschaft sich verhängende Umgestaltung, ohnehin in ihrer alten Integrität nimmer hätte bestehen können. Mit hineingezogen in die allgemeine Reform, mußte, wenn auch nicht die Elemente ihres innern Bestehens schon selbst so sehr zur Auflösung sich geneigt hätten, im Wesentlichen für sie das erfolgen, was wirklich erfolgte. Denn was für eine sonderbare Figur machte nicht jetzt dieß geistliche Fürstenthum am östlichen Horne der Schweiz, sey es daß wir es in irgend einer, oder in keiner Verbindung mit dieser denken wollen. Darum mag man wohl mit Recht behaupten, daß in neuerer Zeit mit selbem geschehen sey, was da nothwendig und das Beste war. Nicht minder müsse diese Behauptung gelten von den politischen Schicksalen der ganzen Schweiz.

Daß die ganze Schweiz, wenn sie anders in ihrer politischen Selbstständigkeit fortbestehen sollte, in ihren Staatseinrichtungen einer Palingenese bedurfte, wird niemand in Abrede stellen, der die Umstände ohne Befangenheit würdigen will. Allzu locker und schwach war das Band, welches die verschiedenen Freystaaten in diesen ihren verschiedensten Formen und Mischungen zu einem Ganzen umschlingen sollte, als daß es in den Stürmen der damaligen Zeit, oder auch nun nach Gestaltung des neuern europäischen Staatensystems, den

alten Schweizerbund vor Zersplitterung und gänzlichem Auseinanderfallen hätte sichern können. Unzusammenhängend, durch Ungefähr und Drang der Umstände zusammengeworfen, standen monarchische, aristokratische und demokratische Formen nebeneinander, ohne Einheitspunkt und Gleichgewicht. Die Selbstständigkeit der jüngern Stände wurde nicht selten durch Einfluß und Gewalt der ältern gekränkt. Zur Beylegung entstandener Mißverhältnisse zwischen Ständen und Ständen war der Weg weit, und Krieg nicht selten das einzige Mittel, den Frieden wieder zu finden; die demokratischen Kantone mangelten beynabe gänzlich aller Staatsanstalten im Innern, so wie eines bindenden Zusammenhanges mit dem Ganzen; in den gemeinen Herrschaften und den größern Kantonen genoßen einzelne Stände und Vertlichkeiten Freyheiten und Vorrechte, die mit dem Drucke und den Entbehrungen des Volkes erkaufte waren. Was Wunder daher, wenn dieses auf den neuen Gesang begierig lauschte, der jetzt von Frankreichs Grenzen herübertönte, und wenn es gerne laut ausgesprochen hörte, was leiser oder vernehmlicher es selbst schon lange empfunden hatte!

Nicht Frankreichs Umwälzung, nicht sein Beyspiel und Einfluß waren die primitiven Ursachen, die den Umsturz der alten Verhältnisse in der Schweiz bewirkten. Diese Verhältnisse selbst, die nicht mehr zeitgemäß waren, die neuen Ueberzeugungen des Volkes von seinen unrechtlichen Befugnissen und Ansprüchen, die neuen Bedürfnisse und Strebungen der größern Masse, die nicht mehr wie früher im unbedingten Gehorsame politischen

Glaubens sich zufrieden fand, was alles mit der steigenden übrigen Entwicklung, die im Laufe der Zeit nicht konnte aufgehalten werden, von selbst gegeben war; das, und die schon berührte Bauälligkeit jenes Aggregats unzusammenhängender Staaten begünstigten den Umsturz der alten Ordnung, die für jetzt nur mehr eine Mutter von Unordnungen seyn konnte. Der alte Schweizerbund, der in seinem Anfange und in frühern Zeiten voll innern Lebens stets eine kräftige Wehr gegen jeden Einfluß des Verderbens gewesen, war nach und nach durch Alter, mancherley Beymischung, und schlechte Pflege, durch im Innern erzeugten Stoff der Gährung, wie durch verderbende Einwirkung von aussen in den schwülen Tagen der neuern Zeit aus einem guten Weine ein saurer Most geworden, zu welchem niemand mehr Willen hatte. Daher kam es, daß die Schweiz den Verkündern der neuen Dinge so gelehrig horchte und gar nicht erschreckt, als Frankreichs Abgesandte versprachen, mit helfender Hand die politischen Mißverhältnisse zu ebnen. Nicht der Geist der Eintracht, noch die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande waren entflohen, daß um deswillen das Alte sinken mußte. Das Alte sank und gieng unter, weil es lange schon zum leblosen Schemen herabgesunken war. Der Bund der Schweizer bedurfte in seinen Formen einer Wiedergeburt, die er, als die Zeitläufe sie anboten, keineswegs sträubend von der Hand wies, sondern mit Verlangen herbey wünschte. Patriotismus aber und Nationalkraft waren darum nie entflohen, — sie können nicht entfliehen, und werden es nie. Sie haften am Schweizerboden; sie haften unaustilg

bar im Herzen der Schweizer! Der gleiche Muth, und dieselbe Tapferkeit, welche in der Vorzeit bey St. Jakob, vor Grandson, Murten und Nancy die Eidgenossen so furchtbar als berühmt machten, waren auch jetzt noch ihr Eigenthum. Unschwer wird es, dieß zu erkennen in jenen Gegenbewegungen, durch welche sie sich gegen Frankreichs gewaltthätige Maaßregeln sträubten. Denn nicht sobald hatten sie erkannt, daß die Franken keineswegs, wie sie Anfangs fälschlich vorgaben, gekommen wären, der Schweiz zu bessern Staatseinrichtungen Hand zu bieten, sondern daß sie vielmehr die Rechte schweizerischer Selbstständigkeit und Eigenthums selbst mit Füßen treten wollten, als auch eben so bald die Stimmung allgemein wurde, lieber mit der Unbequemlichkeit der alten Formen sich zufrieden zu geben, als unter fremde Herrschaft zu fallen. Daher damals der neu beschworne Schweizerbund, daher die frühern und spätern Beweise großen Heldenmuths an den südlichen Grenzen, wie im Herzen der Schweiz; — Beweise, aus welchen sich schließen läßt, was geschehen wäre, wenn nicht schon die Wege kräftigern Zusammenwirkens durch trugvollen Plan der Fremdlinge wären abgeschnitten gewesen. Denn schon allzusehr war die große Masse des Volkes von den verbreiteten neuen Ideen aufgeregt, und zu sehr schon alle Bande der alten Ordnung gelöst, zu künstlich und trügerisch auch wurde fortwährend daran gearbeitet, alle Herzen und Sinne zu verwirren, und alle Sicherheit des Glaubens und Vertrauens zu untergraben, als daß es in dieser großen Ungewisheit des Sollens und Lassens noch möglich

gewesen wäre, durch geordnete Vereinigung aller Kräfte, der andringenden Gewalt zu widerstehen. So gut verstanden es die Franzosen hier wie anderswo, daß man erst ein Land um seine lang bestandenen Einrichtungen und um den Glauben daran bringen müsse, um sich dann selbst in der finstern Verwirrung aller Dinge denselben zu bemächtigen, wie eines wehrlosen Schafes ohne Hürde und Hirt.

Aber nimmermehr müsse jemand behaupten, daß es möglich sey, die Schweizer zu unterjochen, und für die Dauer unter fremde Herrschaft zu beugen. Sey es, daß eine verirrete misleitete Nation, wie damals die Franzosen waren, oder ein Emporkömmling, wie Napoleon war, der, hätte sein abentheuerliches Räuberglück längern Bestand gehabt, ohne Zweifel bey Mufe den Titel eines Mediators der Schweiz in den eines souverainen Herrn derselben umzuwandeln gelüftet hätte, — sey es, sage ich, daß irgend eine unberechtigte Macht sich unterfinge, die Selbstständigkeit der Schweizer anzutasten; so würden sich diese ihr in jener Kraft entgegen stellen, die sie als würdig beurfundete, ein Volk zu bleiben, — in der unüberwindlichen Kraft, welche ihnen im Zustande der Besinnung und geordneter Verhältnisse im Innern, der Glaube und die Unhänglichkeit an das Vaterland, und seine durch keinen Tausch zu ersetzenden Güter geben würden. Ich sage: im Zustande der Besinnung und der innern Ordnung; diese Besinnung aber, oder die gerade, unverworrene Ansicht von dem Werthe oder Unwerthe der Dinge, und eine bindende, kraftvereinende Ordnung fehlten dort bey-

Ausbrüche der französischen Invasion schon lange, weil man sie zur Vorbereitung der beabsichtigten großen Katastrophe und Untertretung planvoll dem Volke geraubt hatte. Nun hatte man auch keinen einträchtigen Gegenkampf zu besorgen, nachdem die Bande der Ordnung gelöst waren, und dem einzelnen Widerstande hatte man physische Uebermacht entgegen zu stellen. Mochten nun der Edeln im Schweizervolke (und sie, nicht die Hefen, sind es eigentlich, die seinen volksthümlichen Werth bestimmen) noch so Viele seyn, die sich dem Vaterlande nicht entzogen; sondern kräftig zustanden, und für seine Rettung aus fremder Hand ihre ganze Persönlichkeit zum Opfer bringen wollten, so lange die große Masse des Volkes aufgeregt, und nicht wieder durch den heilsamen Zwang des Glaubens und Gehorchens an treue, vaterländische Führer gebunden war, so lange konnten jene auch nur durch kluge Passivität und Mäßigung die Retter des Vaterlandes werden, wie sie es wurden. Sie mußten es jetzt geschehen lassen, daß Französische Horden sich über den vaterländischen Boden ergossen, und durch Plünderungen, Erpressungen, Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten aller Art ihre Gegenwart zum Gegenstande bleibenden Abscheus machten. Sie mußten in dieser Lage sogar mit Dank es annehmen, wenn Napoleon der Schweiz, scheinbar freundlich, eine Verfassung dictirte, durch welche sie nach und nach wieder zu geordneten Verhältnissen gelangen konnte.

In diese Epoche der allgemeinen Umgestaltung fällt nun auch die politische Neugeburt jenes Landes und derjenigen Gemeinde, um welche diese Bemerkungen sich

vornämlich bewegen. Es ist oben hinreichend angedeutet worden, daß diese Veränderung nothwendig durch die immer auffallendere Mangelhaftigkeit der bestehenden Formen selbst herbeygeführt, und durch lange Zeiten her vorbereitet war. Zwey Jahrhunderte früher würde man freylich dem Fürsten von St. Gallen vergeblich auch noch so gegründete Beschwerden vorgelegt haben. Harte Züchtigung wäre ohne Zweifel das Loos der Kläger geworden. Jetzt aber, da auch die hohen Schirmorte selbst erkannten, daß das alte Staatsgebäude zu wanken und der Faden der Verfassung in allen Theilen mürbe zu werden beginne, wollten sie nicht durch hindernde Dazwischenkunft eine vorgesehene bessere Zukunft des Landes aufhalten. Das St. Gallische Volk erhielt daher schon früher der geheischten Freyheiten und Befugnisse immer mehrere, bis endlich die allgemeine Umwälzung der Schweiz Fürstenthum und Unterthanenpflicht gänzlich verschlang, und aus derselben Trümmern die jezige Gestalt eines eidgenössischen Freystaates hervorgehen ließ.

Die erste Veränderung, die in diesen Zeiten mit dem Thurgauischen Landesantheile vorgieng, war der Loskauf von der St. Gallischen Leibeigenschaft. Denn obgleich die acht alten Orte im Thurgau regierten, und wir in Betreff des Kriminellen ein Thurgauisches Gericht ausmachten, so hatten dennoch die Fürststäbte von St. Gallen von jeher alle Rechte der Landeshoheit über uns faktisch behauptet. Nur als diese, durch Zeitumstände gezwungen, nachgiebiger wurden, gelang uns vorläufig mit andern Landesgenossen jener eben berührte Loskauf um die freylich nicht geringe Summe von

fl. 127,000. So schwer indeß diese Summe auf uns lasten mochte, so erfreulich war auch um diesen Preis für uns das Gefühl nunmehriger Befreyung von einem schmähhlichen Ueberreste alter Leibeigenschaft des Mittelalters. Keine rohe, jede sanftere Menschenempfindung so sehr höhrende Uebung bestand jetzt mehr, wodurch eine Familie zum erlittenen kränkenden Verluste ihrer Häupter immer auch noch ihr Bestes an Vieh oder Gewand zusetzen mußte.

Nachdem nun von den Landen der alten St. Gallischen Bothmäßigkeit ein Strich um den andern sich unabhängig erklärte, bis endlich in den mächtig gehobenen Fluthen jener Zeit diese tausendjährige Herrschaft gänzlich untersank, da waren natürlich auch wir gelbset, und gelangten zur Freyheit gleichsam von selbst und ohne unser Zuthun. Denn da kein St. Gallischer Fürst mehr war, da hörte auch unser Unterthanenverhältniß von selbst auf. Ich sage: von selbst, und sage es mit einem freudigen Hochgeföhle. Denn wir waren so glücklich, zu den neuen, bessern Verhältnissen zu gelangen, ohne daß wir nöthig hatten, gegen eine der bestehenden Obrigkeiten gewaltsam aufzutreten. Es zeigte sich bey uns nichts von einem pöbelhaften Parlamente, noch von einem durch den Auswurf des Volkes gewählten, tobenden Konvente, die mit dem Losungsworte Freyheit ihre rechtmäßigen Obern auf das Schaffot führten, um dann selbst das Volk tyrannisiren zu können. Der Genius der Zeit nahm uns freundlich an sein Herz, bewahrte uns vor Gewaltthat und Blutvergießen, und die Tage der Ordnung und Ruhe, die man anderwärts unter

blutigen Reibungen herbeiführte, kamen für uns unter stillen, bescheidenem Erwarten der Zukunft; die Zeitumstände erklärten uns als freyes Volk, und die biedern Eidgenossen nahmen uns, die wir in ihrem Schooße erzogen worden, gerne als Brüder auf. Wir wurden als ein souverainer Stand zuerst unter die Zahl der neunzehn, dann nach der Amortisation der französischen Mediationsacte, unter die vom europäischen Staatenkongreß sanktionirten, nun bestehenden zwey und zwanzig schweizerischen Stände eingereiht.

Nun waren wir also unabhängig, und uns selbst heimggegeben; bedurften daher einer Verfassung; brauchten Männer, die das Steuer ergriffen, und kundig leiteten; bedurften Subsidien, den Staatshaushalt zu führen, und fanden uns überhaupt in einer Lage, nicht unähnlich der eines Knaben, der das erstemal ohne Gängelband und Stütze zu wandeln versucht. Unstreitig war es keine leichte Aufgabe, ein Volk von beyläufig 80,000 Seelen, welches durch viele Jahrhunderte unter mehr als siebenzig Gerichtsherrn gestanden hatte, und das da gerade jetzt von allerley schiefen und falschen Ideen, Ansprüchen, Erwartungen in Bewegung gebracht war, in eine neue, von der alten so vielseitig verschiedene Staatsform zu gießen, es an so manches Neue in Wesen und Gestalt zu gewöhnen, es selbst zu bedeutenden Opfern für das gemeine Beste zu vermögen. Doch unser Volk zeigte und zeigt sich der erworbenen Freyheit würdig, indem es willig so viele Opfer auf den Altar des Vaterlandes niederlegt, als nöthig sind, die Ehre seines Bestandes zu sichern und zu heben; und Dank sey der

gütigen Vorsehung, daß sie uns an den Repräsentanten unsers Kantons Männer gab, die mit Umsicht und kluger Berechnung der Umstände, schonend und geräuschlos die neuen Verhältnisse zu ordnen und dem Volke einleuchtend und beliebt zu machen wußten.

Vieles geschah durch ihr Bemühen zur Gründung und Beförderung des öffentlichen Wohles in kurzer und schwieriger Zeit. Bald sah man zum Schutze der öffentlichen Sicherheit neue Polizeyanstalten eingeführt, die gegen die alte Polizeylosigkeit einen auffallenden Kontrast gaben; der Straßenbettel wurde verboten; die Rechtspflege besser geordnet; Gefängnisse und Strafanstalten zweckmäßiger eingerichtet; Arme und Waisen besser geschützt und versorgt; das Sanitätswesen für Menschen und Thiere mit mehr Aufmerksamkeit behandelt. Man sah bald den Erwerb und Verkehr erleichtert durch Herstellung guter Landstraßen und Brücken; die bessere Kultur des Bodens vielseitig unterstützt und ermuntert; Handelschaft und Fabrikation erhöht und veredelt; die Landschulen besser eingerichtet und das Milizwesen vervollkommnet.

Was dort mit Weisheit und edelm Eifer begonnen, wurde und wird bis jetzt eben so fortgesetzt von einer für das Wohl des Landes eben so väterlich besorgten als einsichtsvollen Regierung. Alles kömmt in unsern Tagen nur darauf an, daß auch alle einzelnen Glieder des Staates von dem belebenden Hauche, der von der Regierung, als dem Centrum und der Seele des Staates ausgeht, sich beseelen und treiben lassen, an ihrer Stelle zu thun und zu lassen, was für das gemeine Wohl,

und eben darum auch für ihr eigenes erforderlich ist. Die allgemeine Wohlfahrt hängt ab von dem möglichst relativen Gleichgewichte in der Wohlfahrt aller Einzelnen, — und ist ausserdem ein Uding, eine bloße Gedankensache ohne Realität; die Wohlfahrt der einzelnen Bürger, Familien, Gemeinden und Behörden aber hängt selbst hinwieder auch ab von dem harmonischen Zusammenwirken dieser zu dem großen Staatszwecke, der auf Gesundheit und Wohlfeyn aller absieht; — hängt davon ab, daß jeder Einzelne nicht nur nichts Störendes schaffe, sondern vielmehr durch vernünftiges Stilleseyen und Gehorchen, wie durch positives Wirken und Thätigseyen die öffentliche Sicherheit und den Wohlstand des Staates fördere nach Maaßgabe individueller Kraft und Stellung.

Diese Ansicht hat einer unkundigen Feder, aber einem warmen, von Vaterlandsliebe beseelten Herzen vorliegende Reflectionen entloft, die sich zunächst um eine kleine Gemeinde, besonders in landwirthschaftlicher Hinsicht, dann auch um die politischen und moralischen Zwecke der Gesammtheit drehen.

Im Jahre 1798 zählte unsre Dorfgemeinde Wylen 150 Seelen, 40 Häuser, 25 Scheunen, besaß ungefähr 88 Jucharte Wiesboden, 188 Jucharte Ackerland, und bey 64 Jucharte Waldung; man hatte 77 Stücke Vieh, wovon 30 Stücke Weide fanden auf 198 Jucharten Hofboden, die noch zu unserm Besitze gehörten. Schulden hatte dabey die Gemeinde 27000 Gulden.

Ein namhafter Vortheil wurde dem Landmanne zu

Theil, daß seine Güter nachmals als frey und eigen erklärt wurden. Doch eine noch weit bedeutendere Aufhilfe des Landbaues war die gesetzliche Aufhebung des Weidganges, dieses Ueberbleibfels aus alter Nomadenzeit. Wandernden Horden einer unkultivirten Vorzeit mochte es zustehen, ihre Heerden in Fluren und Wäldern unter weitem Himmel streifen zu lassen, nicht aber lang angesiedelten Bewohnern eines Landes, dessen Boden ihr Verstand und Fleiß leicht zu doppeltem Ertrage bringen konnte.

Hätten wir diese Aufhebung des Weidganges, so wie jene unbeschwerte Freygebung unsrer Güter, gepaart mit der jezigen, festen Handlungsweise der Regierung zehn Jahre früher gehabt, um vieles leichter hätte dann unsre Wirthschaft die bedeutenden Unkosten getragen, die in den Umwälzungsjahren von 1798 bis 1806 durch Einquartierungen, Requisitionen und Steuern auf uns kamen. Denn wir dürfen annehmen, daß wir jetzt im Durchschnitte um ein Drittheil mehr Nutzen von unsern Aekern ziehen, als damals, da uns durch den leidigen Viehtrieb der so nöthige Dünger entzogen war. Wenn wir nun den Ertrag von einer Fuchart ehemals zu acht, und jetzt zu zwölf Mutt Korn, den Mutt Korn aber im Geldwerthe nur zu fl. 2. 40 fr. annehmen, so hätten uns 374 Fucharte, nur den dritten Theil zu Korn berechnet, einen reinen Vorschlag von fl. 1322. 40 fr. abgeworfen. Nun müssen wir aber — acht Durchschnittsjahre jener unruhigen Zeiten angenommen — den Mutt Korn immer zu fl. 4. ansetzen; und so würde uns, unter Voraussetzung des aufgehobenen Weidrechtes, ab uns

fern Aekern ein jährlicher Vorschlag von fl. 1084. geworden seyn. Was würden uns erst von einer verbesserten Viehzucht in Betreff des Butters, Unschlitts, Schweinefettes, für Vortheile gefallen seyn, — in jenen theuern Jahren, da ein Pfund Butter oder Unschlitt beynähe immer 40 fr. zu stehen kam! Doch das ist nun vorüber. Wir können in Betreff des Vergangenen nichts weiter thun, als die damaligen schlechten Anstalten beibehalten. Während Deutschlands und Niederlands Aecker und Wiesen stolz da lagen, und mit doppeltem Ertrage prangten, konnten dagegen wir, allem angewandten Fleiße zum Hohn, doch nur armes Heide- und Steppensland beschauen. Aber so soll es nach der empfangenen Wohlthat weiserer Gesetze in Zukunft nicht mehr seyn.

Indeß ist es allerdings richtig, daß durch das Gesetz des aufgehobenen Weidganges zur Verbesserung der Agrikultur noch nicht alles geschehen. Der Dünger ist die Kraft und Förderung des Landbaues. Dieser Dünger, der vorher eines großen Theils vom ausgetriebenen Vieh ungenüzt verloren gieng, bleibt jetzt im Stalle liegen, vorausgesetzt, daß hinreichendes und wohlgenährtes Vieh wirklich im Stalle steht. Ein Besitzer von Grundstücken muß eine der Anzahl dieser angemessene Menge Viehs halten, und für dieses mit hinlänglichem und gutem Futter versehen seyn. Wie man nun dieß Futter in gehöriger Menge und Güte gewinnen möge, das ist und bleibt fürwährend ein wichtiger Gegenstand des Nachsinnens und mannigfaltiger Versuche für jeden Landmann, dem an Verbesserung seiner Güter und seines Viehstandes gelegen ist. In unsrer Gemeinde hat

man seit zwölf oder fünfzehn Jahren manches versucht und erfahren, was man vorher nicht kannte, und jetzt mit Vortheil weiter treibt. Doch sind wir immer noch am Lernen. Der Kleebau hat seit lange her unsern Gütern kräftig aufgeholfen; unsre einst magern Wiesen sind fett geworden, und unsre Aecker bringen bereits den doppelten Ertrag. Aber immer noch haben wir manches Stück Boden, das unbenützt und müßig liegt, wo nur struppige Wachholderstauden und verzweigte Föhrensprößlinge an der Erde kriechen. Wie leicht und vortheilhaft könnte man auch diese Gegenden benutzen, wenn man sie urbar machen, und mit Esparcette besäen wollte? Der Anbau davon ist bekanntlich leicht und einfach, der Saame nicht mehr theuer, und Gips, als den hiefür nöthigen Dünger, verschaffen wir uns im Verhältnisse des Gewinns um ein Geringes. So könnte in Zeit von zwey Jahren eine Tuchart Boden, die kaum einen Werth von fl. 15. hat, zu einem Kapitalwerthe von mehr als fl. 100. erhoben werden. Wir würden dann mehr Futter gewinnen, mehr Vieh ernähren, mehr Dünger gewinnen, und durch diesen unser Saat- und Wiesenland ungemein verbessern. Auch darf ja nicht übersehen werden, daß man für Pflanzung der Esparcette eben nur solch rauhen und gemeinen Boden wählen, jedes bessere Ackerland aber für wichtigern Anbau aufsparen müsse. Denn so brauchbar und gut auch die Esparcette in ihrer Art ist, so thut sie doch lange nicht, was z. B. der dreijährige sogenannte spanische Klee. Es wäre daher keineswegs klug und hausälterisch, den Boden, worauf dieser gedeiht, mit jener zu bepflanzen. Viel-

jährige Erfahrung hat mich gelehrt, daß man durch den Sommer bis in den October ab einer Tuchart von dem genannten Klee immer vier Stücke Vieh nähren kann, wo dagegen in gleicher Zeit an eben so viel Esparcette nur zwey Stücke Futter haben.

Wie auf die bessere Kultur des Bodens, müssen wir auch auf unsern Obstwuchs bedacht seyn. Denn wenn dem Landmanne sein heimathlicher Boden nicht auch dieß wichtige Erzeugniß in vorzüglicher Qualität und Menge hervorbringt, so mangelt ihm nicht nur ein bedeutender Erwerbszweig der Landwirthschaft, sondern er entbehrt daran überdieß ein kräftiges Mittel zur Pflege und Förderung der Gesundheit, und zur Erfreung und Verschönerung seines ländlichen Lebens. Es ist sonach gerade vielleicht noch vortheilhaft für unsern Ort, daß wir nicht überall auf unsern Gütern lauter leichten, lockern, mit Steinen durchschossenen Grund haben, welcher den Anbau von Weizen, Korn, Hafer, Roggen, Gerste, Hanf, Kartoffeln, Hülsenfrüchten und Gemüsesarten, wie auch des rothen Klees hauptsächlich begünstigt. Hätten wir ausschließlich solchen guten Grund, so würden wir wahrscheinlich die Baumzucht weit mehr vernachlässigen, würden diese Felder nie brach liegen lassen, und so also nur einen geringen Gewinn von unsern Bäumen ziehen. Nun aber haben wir auch vielen schlechtern, Lehm und Letten enthaltenden Boden, in höhern und niederern Gegenden, den wir vorzüglich zur besser betriebenen Obstkultur treulich benutzen sollten. Wir hatten zwar von jeher eine schöne Anzahl Bäume auf unsern Gütern. Doch hätten wir deren gewiß meh-

rere und edlere, wenn viele aus uns mit eben jenem schönen und rühmlichen Eifer sich um die Baumpflanzung annehmen würden, wie einst unser Georg Andreas Wiesli, der es sich von Jugend auf zum werthen- und angenehmen Geschäfte machte, Bäume zu pflanzen, zu warten und zu veredeln. Seinem Namen gebührt von deswegen eine Ehrenkrone.

Keineswegs dürfen wir auch den Nutzen übersehen, den wir alljährlich von dem abgehenden Holz der Fruchtbäume beziehen können. Dieß, und was wir seit dem aufgehobenen Weidrechte jährlich an Zäunung ersparen, mag sich leicht auf fünfzig Klaster belaufen. Hiervon, — ich meyne vom Haushalten auch in Betreff des Holzes, — dürfen wir wohl reden, ob wir gleich nicht in Besorgniß eines möglichen Holzmangels zu stehen haben. Nein, an dem ist es noch lange nicht, und um deswillen näherten wir auch die Hoffnung, daß unsre väterliche Regierung diesfalls nicht länger den freyern Verkehr des Handels werde gestört sehen wollen. Eine regelmäßigere Aufsicht und Behandlung des Forstwesens dürfte wohl ein geeigneteres Mittel seyn, jede derartige Furcht für die Zukunft unnöthig zu machen.

Wichtig ist die Baumpflanzung für jede bewohnte Gegend auch noch aus einem andern Grunde. Es wird nämlich durch sie die Atmosphäre ungemein verbessert, und mit heilsamen, die Gesundheit befördernden, Bestandtheilen bereichert. Es ist fürwahr kein Märchen, wenn die Geschichte erzählt, daß einst in früherer Zeit vom gleichen Himmel, unter welchem wir jetzt wohnen,

der Thau so reichlich niederfiel, daß man nach einer vorhergegangenen heitern Nacht ganze Bächlein desselben sehen konnte. Das bewirkten nämlich die Tannenswälder, die stolzen Eichen- und Buchenhaine, womit das Land vor seinem gänzlichen Anbaue überdeckt war. Man glaube auch ja nicht, daß von anderartiger niedriger Pflanzung die gleiche Wirkung kommen müsse. Eine einzige himmelanstrebende Eiche trägt durch ihren Aushauch mehr zur Verbesserung des Luftkreises bey als eine halbe Suchart des bepflanzten Bodens unserer Zeit.

Nichts anderes mag uns wohl wirksamer ermuntern, unser ganzes Sinnen und Sorgen auch fürder freudig und genügsam auf kluge Neuffnung und Veredlung unsrer Grundstücke zu wenden, als wenn wir die Vortheile überrechnen, die wir in der neuern Zeit aus der bessern Benützung derselben schon gezogen haben.

Seit 1807, als dem Zeitpunkte, da das Weidrecht aufgehoben wurde, haben sich unsre Güter zu einem Grade des Werthes und der Einträglichkeit erhoben, auf dem sie vorher nie gestanden. Ein starker Kleebau, den wir zu treiben anfingen, setzte uns in den Stand, mehr Vieh als früher zu halten, und durch den gewonnenen Dünger konnten wir jetzt einen Drittheil der Felder, die man sonst brach liegen lassen mußte, alljährlich zu ununterbrochenem Anbaue benutzen. Das Mast- und Milchvieh stieg dadurch an Werth und Nützlichkeit; die Schweinszucht wurde auch von größerer Bedeutung, und das gesteigerte Quantum an Getreide, das wir seither jedes Jahr bezogen, warf uns namhafte

Summen ab. Alles dieses verdanken wir den wohlthätigern Einrichtungen und Gesetzen. Hätten wir diesen verbesserten Zustand der Dinge nicht gehabt in den Tagen jener großen Heimsuchung, — ich meyne das Hungerjahr 1817, — wie ganz anders hätten wir die schwere Hand der Prüfung gefühlt! Wenigstens viermal harter würde unsre Gemeinde die Drangsale jener Tage empfunden haben.

Wir zählten damals 170 Köpfe, wovon 12 Personen genöthigt waren, Zuflucht zu unsrer Armenanstalt zu nehmen. Daraus erwuchs uns nur in Einem Jahre ein Kostenaufwand von bereits fl. 400. — das nicht beygezählt, was die Wohlthätigkeit der Privaten geleistet hatte. Gleichwohl hat in jener Zeit das Vermögen der Gemeinde — einige Haushaltungen ausgenommen — um ein Bedeutendes zugenommen. Denn wenn gleich jetzt auf unsern Gemeindegürgern eine Schuldenlast von fl. 70,000 liegt, wo selbe im Jahr 1798 nur fl. 27,000 betrug, so besitzen wir dagegen jetzt 48 Wohnhäuser, 39 Scheunen, 222 Tucharte Wiesboden, 374 J. Ackerfeld, 96 J. Holzboden, und der Viehstand beläuft sich auf 174 Stücke, nebst etwa 60 Schafen, und einer jährlichen Mastung von etwa 30 Schweinen, — nichts zu sagen davon, daß unsre Güter durch die vervollkommnung, die man ihnen seit langem angedeihen ließ, einen ohne Vergleich größern Realwerth haben, als vor 1807.

Wir dürfen daher, so lange unsre Sachen so beschaffen stehen, uns nicht unruhig sehnen nach jenen trüglichen Reichthümern, die wir durch die seit mehreren

Jahren unter uns aufgekommene, große Baumwollenfabrikation oft in kurzer Zeit gewonnen sehen. Solche Manufakturen und Fabriken können eine schwindelnde Höhe des Wohlstandes herbeyführen; es ist wahr! Aber dabey werden die Menschen an Luxus gewöhnt, zur Handarbeit andrer Art untauglich, oft an der Gesundheit geschwächt, und nicht selten um Unschuld und Tugend gebracht. Der Landmann ist zur Arbeit des Schweißes geboren, und befindet sich nur durch diese glücklich, wenn er dabey gelernt hat, mit Gott und Menschen zufrieden zu seyn. Was schnell gewonnen ist, ist bald auch zerronnen; was aber, unter Gottes ersehntem Segen, redlicher und verständiger Fleiß und Schweiß gewinnt, das hat Habe und Haft. Und was weiter den gepriesenen Ueberfluß der in großen Fabriken beschäftigten Hände betrifft, so ist es nie klarer zu ersehen, wie es sich damit in Wahrheit verhält, als in Zeiten, wo die Geschäfte in's Stoken gerathen. Es dürfen nur Tage der Theurung kommen, und die verarbeiteten Stoffe feinen Abgang finden, und siehe! schnell auch sind jene untergeordneten Hände auffer Thätigkeit gesetzt, die Menschen brodlos, und dem Glende preis gegeben!

Dies alles sey jedoch gar nicht gesagt, um auf das Fabrikenwesen im Allgemeinen Verachtung zu bringen. Es sey nur ein redlichgemeintes Wort an meine geliebten Gemeindegürgern, um sie vor bösen Gelüsten nach schnellem Erwerbe zu warnen, und sie vielmehr thätig und genügsam an den heimathlichen Herd zu fesseln. Auch sey damit schon gar nichts geredet gegen jene Art der Fabrikation, zu der uns Produkte unsers eigenen

Bodens einladen und ermuntern. Vielmehr hege ich dießfalls den lebhaftesten Wunsch, es möchte uns durch die Gunst der Umstände beschieden seyn, durch die Arbeit unsrer Hände in Spinnen und Weben mehr zu leisten und zu gewinnen, als wirklich geschehen kann. Wünschen möchte ich nämlich, daß wir nicht den ganzen Aufwand von Zeit und Kräften für Besorgung unsrer Güter nöthig hätten, oder daß unsre Anzahl um ein Fünftheil geschickter und sittlicher Mitbürger anwachsen würde, die sich mit jenem Geschäfte des Erwerbes befassen könnten. Denn steht auch der Leinwandhandel gegenwärtig nicht im besten Flor, so wäre es doch nicht gut, diesen würdigen und schönen Zweig unsrer örtlichen Industrie darum eingehen zu lassen. Es können hierfür wieder bessere Zeiten kommen, und kommen sie nicht, so behalten wir, was wir weben, für uns, und bekleiden uns selbst damit. Des ist gewiß ein so überlegter als frommer Wunsch, daß unsre Frauen und Töchter wieder mehr Freud' und Liebe tragen möchten zum selbstbearbeiteten und ererbten Boden und seinen Erzeugnissen, zum selbstgezogenen und gewobenen Gespinnste, zur einfachen und dauerhaften Tracht. älterer Zeit, in welcher mehr Zucht und häuslicher Sinn steckte. Wir haben bey uns eine so gesegnete Lage, die den Anbau von Flachs und Hanf trefflich begünstigt. Warum sind wir denn diesen Erzeugnissen der mütterlichen Erde so gram geworden, und wollen uns immer nur an ausländischen Produkten erfreuen, uns manche unnütze Ausgabe schaffen für Baumwolle und Seide, da doch Hanf und Lein, der Fleiß der eigenen Hände, Leute auf dem

Lande weit besser und natürlicher kleiden, als der nachgeäffte Flitterstaat der Städter sich zu ihrer Arbeit und Lebensweise weit besser schiken, die eitle, allen züchtigen und allen häuslicher Sinn so tief untergrabende Pugliebe nicht so hoch steigen lassen, und selbst auch der Gesundheit weit förderlicher sind. Denn um gesund zu seyn, brauchen wir wahrlich weder die Pelze des Grönländers, noch die seidenen Stoffe des Italieners, jene lähmen uns, und diese schützen uns nicht gegen den Hauch des rauhen Nordwindes; eben so macht uns auch die Baumwolle durch gehemmte Ausdünstung nur fränkeln. Hanf aber und Flachs, in Verbindung mit der inländischen Wolle, geben uns eine haltbare, und jeder Jahreszeit angemessene Kleidung. Jene gewinnen wir von unsern Gütern, bey guter Wartung im Ueberflusse, und diese ist durch die gesehlich begünstigte Schafzucht auch nicht schwer zu erwerben. Was aber dabey die liebe Mode betrifft, so sage ich darüber kurzweg: es schickt sich für uns Leute auf dem Lande eben so wenig, Nachäffer dessen zu seyn, was von neuem Kleiderschnitte in Städten müßige, weichliche, nur eiteln Dingen nachsinnende Menschen erfinden; als es einem vernünftigen Menschen ansteht, seine Haare, die zum Schutze des Kopfes und seines Nervengewebes bestimmt sind, nach den Grillen eines neuankommenden Modeaffen zu schneiden. Setzen wir unsern Ruhm vielmehr darein, daß unsre Herzen geordnet seyen, daß unser Geist nicht bloß, sondern überkleidet sey mit dem Gewande, das ihm zustehet, ausgerüstet mit Tugend, mit Kenntnissen und Fertigkeiten, die zu unserm Stande gehören, — und

freymacht von Unwissenheit und Vorurtheilen, und von der bösen Mode des unverständigen Absprechens und Widerstrebens. Was jeden aus uns vor Gott und Menschen empfiehlt, ist nicht der Lappe, womit er seinen Körper umhängt, sondern seine innere Lauterkeit, seine Redlichkeit und Brauchbarkeit für alle Zwecke seines Berufes.

Keineswegs jedoch behaupte ich, daß nicht auch den Landleuten eine standesgemäße, anständige, ja sogar schöne Kleidung erlaubt sey. Wogegen ich eifere, ist nur die Verachtung, die man jetzt unsern eigenen inländischen Produkten und Fabrikaten beweiset, sie geringachtend gegen fremde, undienliche Luxuswaare vertauschet und so große Summen, die zu Hause besser verwendet werden könnten, unnütz außer Land gehen läßt. Und warum sollte man, wenn es doch auf Zierlichkeit abgesehen seyn muß, nicht auch unserer eigenen Leinwand so viel Angenehmes für's Auge geben können, daß man darüber den Baumwollen- und Seidenflitter leicht vergessen würde?

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß dieser Gegenstand, wo von Verbesserung der Hauswirthschaft einer Gemeinde die Rede ist, nicht unbeachtet bleiben dürfe.

Eben so verhält es sich auch mit jenen Modegenüssen des Kaffees, Zuckers, Tabacks, u. a., die nur ein entnerstes, verweichlichtes Zeitalter so lieb gewinnen konnte. Diese schicken sich auf's Land so wenig, als der oben berührte, Summen freßende Kleidertand des Städters. Abgesehen davon, daß diese Artikel ein großes Geld an-

liegen, mag man auch von Seite ihrer Nützlichkeit oder Schädlichkeit in Betreff der Gesundheit kühn behaupten, daß sie, besonders der so allgemein gewordene Gebrauch des Kaffees, und schlechter Surrogate desselben, als ein wahres Landübel anzusehen seyen. Der Kaffee taugt nicht zu der übrigen Lebensweise des Landmannes; er befördert bey der Arbeit des Schweißes, bey dem strengen Gebrauche der Glieder, eine schnellere Konsumtion der Lebenskräfte, zieht Mattigkeit, Erschlaffung und ein nervenfränkendes Wesen nach sich, und ist sicher eine Hauptquelle von mancherley Schwachheiten und Krankheitszuständen, die man nur in der neuern Zeit kennt. Besonders gilt das von dem weiblichen Theile auf dem Lande, dessen Irritabilität sich zusehends steigert, und krankhafter gestaltet. Es wäre zu wünschen, daß dieß laut und eindringlich durch's ganze Land gerufen würde, und Gegenstand einer strengen medizinischen Polizey werden könnte. Eine kommende Generation würde uns dafür segnen! Und wenn auch die Alten, denen diese Genüsse durch Gewohnheit unentbehrlich geworden sind, davon nicht mehr abstehen werden; so sollte doch die jüngere Klasse sich zu besserer Ueberzeugung bringen lassen. Ich erkenne auch unbedenklich die erste Jungfrau und den ersten Jüngling für die wackersten, welche sich bescheiden können, zu dieser Sündfluth böser Modegebräuche nicht auch ihren Krug Wasser herbenzutragen, sondern die da vielmehr ihren besten Ruhm daren setzen, alles zu benutzen, was sie zu rüstigen, brauchbaren, an Leib und Seele gesunden Leuten machen kann.

Es ist sonderbar, und muß einem Vaterlandsfreunde

wehe thun, wenn er sieht, wie so schnell sich viele beschweren, und Noth und Unvermögenheit vorschützen, sobald sie ihr Scharflein für's Allgemeine beytragen, eine Gabe auf den Altar des Vaterlandes, dem sie so vieles verdanken, legen sollen. Warum sind sie so unvermögend? Eben darum, weil sie das, was sie haben, auf nichtswerthe, oft auch schädliche Dinge verwenden, und dann allerdings nichts mehr haben, und mit Klagegliedern kommen müssen, wo sie zum gemeinen Besten, oder zur Unterstützung leidender Brüder etwas beitragen sollen.

Es wäre nicht gut, wenn jemand aus uns gegen die Verordnungen und Anstalten der Regierung eine abgeneigte Stimmung im Herzen tragen, und sich über die geforderten Beyträge zum gemeinen Wohl beklagen wollte, um so weniger, da man hierfür wohlbesehen, außer seinem grämlichen Gemüthe, gar keinen objektiven Grund vorzeigen könnte. Denn einmal sind durch die Gesetze Viehzucht, Landbau und Gewerbe so wohlthätig begünstigt, daß in diesen Zeiten des Friedens und der Ruhe jeder durch eine kluge und treue Thätigkeit leicht sein Brod erwerben, und bey häuslicherem Wesen gar wohl auch etwas darüber gewinnen kann. Dann auch waren diese Auflagen wirklich so milde, als es, den Umständen verglichen, in strenger Prüfungszeit nur immer möglich war. Ueberdies aber sind die öffentlichen Einrichtungen so beschaffen, daß sie wohl einer Gegenleistung werth sind von jedem, der sich ihrer wohlthätigen Wirkung zu erfreuen hat. Die Polizeyordnung, wo sie gehandhabet wird, ist vortrefflich; die

öffentliche Sicherheit nicht gefährdet, und schon unsre Grenzsteine sind Gaunern und schlechtem Gesindel ein Schrecken; unsre Gesundheitsanstalten sind weise und väterlich, u. s. f.

Nie dürfen wir vergessen, daß unsre Finanzquellen und Staatseinkünfte von gar geringem Belange sind. Gleichwohl sind die jährlichen Rechnungen über die verschiedenen Zweige des Staats Haushaltes jedesmal mit wahren Vergnügen anzuhören. Wir bewundern in der Geschichte einen Minister Sully, einen Kolbert, wie sie den gesunkenen Staat durch kluge Sparsamkeit, durch weise Anordnungen, durch rastloses, redliches Bestreben zu stützen und von gänzlichem Einsturze zu retten wußten. Wir thun wohl daran. Aber doch können wir nicht umhin zu bemerken, daß jenen großen Männern die natürliche Lage Frankreichs tausend Mittel zu Gebot stellte, die wir zur Führung des neuen Staats Haushaltes nicht einmal dem Namen nach kannten. Wäre es nun nicht größlicher Undank, wenn wir an den weisen und väterlichen Haushaltern unsers eigenen Landes übersehen und verkennen wollten, was wir an jenen so preiswürdig finden? Im Jahre 1804, als dem eigentlichen Zeitpunkte, da unsre souveräne Selbstständigkeit ihren Anfang nahm, hatten wir keine andern Hülfsmittel, die Oekonomie des werdenden Staates zu führen, als was unbemittelte, doch willige und gehorsame Bürger auf den heiligen Herd des Vaterlandes legen konnten. Wir hätten uns zwar, wie man anderswo that, die Sache erleichtern können, wenn wir die vielen, oder nur einige Kloster Güter als Güter des Staats erklärt

hätten. Allein bey aller gefühlten Armuth, und bey großen Schwierigkeiten, unter denen man sich emporkämpfen mußte, hielt man doch den Grundsatz heilig, jedem das Seinige zu lassen, und kein Eigenthum, sey es des Einzelnen, oder ganzer Genossenschaften, mit Ausnahme zu kränken. Es sey der Majorität unsers Kantones zum Lobe gesagt, daß sie sich hierin mit edler Rücksicht und Duldung benahmen. —

Beym Anfange der neuen Ordnung besaßen wir nicht einmal ein Gebäude, worin das Wohl des Vaterlandes berathen und geleitet werden konnte; geistliche und weltliche Bauten wurden nothwendig; die stehenden Brücken waren in einem haufälligen Zustande, und neue mußten errichtet werden; die Land- und Nebenstraßen waren elend und kläglich bestellt; wo ein Waffen- und Zeughaus seyn sollte, breiteten über leeren Raum die Spinnen ihr Gewebe aus. Nun mußte aber auch hierin bessere Ordnung geschafft werden, nachdem wir uns als ein Stand der hohen Eidgenossenschaft zeigen sollten, und dieß geschah begreiflich nur unter großem Kostenaufwande. Eine früher abgenöthigte, beynahe nicht zu erfüllende Militärkapitulation forderte große Summen auch von uns; verschiedene Feldzüge und die nöthigen Waffenübungen verursachten eben auch nicht unbedeutende Lasten. Zu allem diesem kömmt noch der jährliche Unterhalt der Staats Haushaltung im Großen und Kleinen. Hätten wir die Summen, die vom Anfange bis jetzt aufgewendet werden mußten, zum voraus überzählen können, wir wären ob dem Anblik erschrocken. Doch einer unermüdeten, flugen Leitung, und einer von Pa-

triotismus beseelten Anstrengung gelang alles, und es gelang ihr, ohne daß dadurch unsre Finanzen erschöpft, oder der Druk, den der Einzelne deswegen erleiden mußte, der Klage werth gewesen wäre. Wie klein und unbedeutend erscheinen doch unsre Staatsabgaben, wenn wir sie mit denen andrer Länder zusammenhalten. Wenn in diesen jährlich auf den Kopf 15, 18, 20, ja in dem vereinigten brittischen Reiche, 22 Gulden berechnet werden, so haben dagegen wir, wenn wir von 1804 bis auf diesen Punkt eine summarische Rechnung stellen wollen, nach Abzug der zinstragenden Aktive, nicht mehr als etwa 58 Kreuzer auf den Kopf zu berechnen.

Indeß möchte auch unser Finanzsystem von der Zeit noch manche Aenderung erleiden, und zwar aus billigen Gründen. Was wäre z. B. gerechter, als wenn gewisse privilegirte Gewerbe im Staate angehalten würden, in einem richtigern Verhältnisse zu ihrem Gewinne und zu den Lasten nicht privilegirter Stände, zu den Beschwerden des Staates beizutragen. Der Müller unter anderm bezieht durch gesetzliche Begünstigung den sechszehnten Theil von den Früchten einer ganzen Gegend, ohne nur einen Fuß feucht machen zu müssen. Der Schenk- und Gastwirth holt sich bey einem Bauer, der mit seiner Haushaltung den ganzen Sommer über in banger Sorge um seinen Weinberg steht und im Schweisse beynahe zerfließt, den nöthigen Bedarf an Wein, und bezahlt den Saum mit fl. 8., um ihn für wenigstens fl. 16. wieder zu verkaufen. So ist es mit andern Gewerben. Sollte es nicht die Gerechtigkeit fordern, daß man diese nach den größern Vorthei-

len, die sie im Staate genießen, auch zu größern Beyträgen zum Staatsaufwande verpflichtet; ein Gegenstand, der doch wohl der Beachtung werth ist, da wo man auf Verbesserung der Finanzen sinnet. Und welcher Staat hat nicht die Sorge, seinen Finanzetat zu verbessern?) Seyen auch die Geseze und Einrichtungen so gerecht und weise, als jene, die sie geben und handhaben, flug und gewissenhaft seyn mögen, — wenn aber dem Staate die Subsidien einer kummerlosen Existenz mangeln, ihm die Mittel zur Ausführung des Nothwendigen und Nützlichen nicht zu Gebote stehen, so ist sein Bestand gefährdet und die Hoffnung seiner Blüthe und Frucht vergeblich. Die mächtigsten Reiche wurden erschüttert, und die herrlichsten Thronen wankten, da ihre Oekonomie zerrüttet war. — Ein Beweis, daß die Finanzen eines Staates gut stehen, ist es, wenn dieser keine Schulden hat; und wenn ein disponibler Staatsschatz vorhanden ist. Doch weit sicherer, als volle Kasfen, beweiset den Wohlstand eines Staates die Wohlhabenheit seiner Bürger. Jener Staat ist reich, der wohlhabende Bürger hat. Aus dieser Ueberzeugung floß jene bekannte Antwort, die einer der besten und würdigsten Regenten Frankreichs gab, als man ihn tadelte, daß er keinen großen Staatsschatz besitze. „Ich habe, sagte er, den Staatsschatz bey meinen Unterthanen deponirt, und wenn ich dessen benöthigt bin, garantirt mir ganz Frankreich dafür.“ So hatte auch die mächtigste Republik der Welt in ihrer glänzendsten Epoche keine öffentlichen Gelder, dagegen aber einen allge-

mein verbreiteten, blühenden Zustand der Agrikultur, und einen dieser gleichen Viehstand.

In Republiken überhaupt lassen sich nicht große Reichthümer paaren mit einer dauerhaften Existenz jener Tugend; Tapferkeit und Armuth sicherten den Republiken der alten Welt ihren Bestand. Nicht minder wird sich auch die Fortdauer unsrer schweizerischen Freystaaten weit länger erhalten bey einem glücklichen Mittelstande im Ganzen, als bey schnell erworbenem, unsicherm Reichthume Einzelner. Durch Manufakturen und Fabriken, wobey Akerbau und Viehzucht vernachlässigt wird, werden wohl von Umständen begünstigte Privaten reich, die Menge aber verarmt. Jene überragen und werden gewaltig, und wenn böser Wille in sie fährt, wandelt sich der Segen einer freyen Verfassung in argen, volksdrückenden Aristokratismus um. Wo aber allererst und vorhergänglich jedem andern Treiben auf Beredelung und möglichsten Ertrag des eigenen Bodens Bedacht genommen, und ein Fabrikationswesen begünstigt wird, das sich hauptsächlich um die vaterländischen Produkte bewegt, wobey möglichst viele Hände beschäftigt werden, und alle nach Maaßgabe ihrer Leistung gewinnen, da kann und muß ein verhältnißmäßiger Wohlstand, nicht bloß über einige, sondern über alle Stände sich verbreiten. Hinter dieser Art von Fabrikation steht offenbar jene weit zurück, wobey immer das Geld, welches erst morgen erworben wird, schon heute ins Ausland versendet werden muß. Dieß scheint auch Kolbert, jener große Staatsmann Frankreichs, wohl eingesehen zu haben. Er glaubte nicht den Akerbau und die Viehzucht durch Han-

del und Fabriken, sondern umgekehrt diese durch jene ermuntern zu müssen.

Auch unsre weisen Gesetze lassen es nicht fehlen an Ermunterung des Ackerbaus und der Viehzucht. Wir sind darin um ein Bedeutendes voran im Vergleich mit früherer Zeit. Mögen wir nur nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern vielmehr rastlos vorwärts streben, mit gleichem Eifer in wohlfeiler und theurer Zeit, jedesmal aus der Ueberzeugung, daß hierin die Kraft und Subsistenz des Einzelnen, so wie die Ruhe und der Wohlstand der Gesammtheit am solidesten gegründet sey. Unsre Regierung wird nichts versäumen, was dieß Fundament schirmen und fester gründen kann. Wirklich sind zwey Dinge, die, wenn sie nicht mehr bestehen müßten, dem Ackerbau und der Viehzucht nicht geringen Vorschub thäten: einerseits die Handänderungsgebühren bey Güterkäufen, (Erbschaftsgebühren möchten bestehen;) anderseits die Auflage auf das Salz. Zeitumstände machten diese Dinge nöthig, — Zeitumstände können eintreten, oder eingetreten seyn, die ihre Aufhebung möglich, darum erwünscht machten. Erfreulich wäre es, wenn diese Gegenstände früher oder später je eher desto lieber, in Berathung gezogen würden.

Auch kann ich mich nicht bereden, daß man sich nicht bald die schon berührte, höhere Anlegung mancher privilegirter Gewerbe zur Sorge machen werde. Keines auch unsrer besten Gewerbe trägt nach Maaßgabe seines größern Erwerbes im Staate von den Lasten desselben seinen geziemenden Theil. Nach welchem der benachbarten Staaten außer der Schweiz wir immer

unsren Fuß wenden, finden wir überall eine Gewerbesteuer. Nur bey uns ist davon keine Meldung. Fremde nur, die unser Vaterland bereisen, wir selbst nicht, vermögen es zu schätzen, wie vielfach begünstigt wir sind, wie wenig kostspielig unsre Verfassung ist. Meine Meynung ist indeß keineswegs, daß auf jene mit Vortheil betriebenen Gewerbe eine so schwere Accise gelegt werde, daß selbe dadurch gedrückt, und in ihrem redlichen Erwerbe verkümmert würden. Nein, dieß wäre so unerfreulich, als unnothwendig. Was mir am Herzen liegt, ist nur, daß nicht durch den Genuß größerer Freyheit Einzelner die rechtliche Gleichheit Aller gekränkt werde, und daß ein gewinnreicher, mit Vorzug einträgliches Gewerbe von den Staatslasten auch mehr trage, als ein anderer minder glücklicher, minder erwerbender.

Eine andre, nicht weniger ergiebige Quelle, aus der zum Besten der Staatshaltung und zur Erleichterung einer nützlichen, aber beschwerten Klasse der Staatsbürger geschöpft werden könnte, wäre wohl auch die Accisbelegung der Gegenstände des bloßen Luxus. In keinem Jahrhundert finden wir diesen auf solche Höhe gestiegen, wie in dem gegenwärtigen. Wie große Summen wandern nicht für Dinge, die uns überflüssig, wohl oft schädlich sind, außer Landes! Wenn diese alle oder ein Theil davon im Lande blieben, wir kämen gewiß kaum wieder in den Fall, für fremde Mildthätigkeit danken zu müssen, wie in jenem Schreckensjahre 1817, wo der hochherzige Kaiser der Russen unsre Noth unterstützte. Unstreitig gehört es zu unsern Selbsterhaltungspflichten, alle Mittel vorzufehren, um einen Spar-

pfenning in der Noth zu haben, und dann nicht fremder Wohlthätigkeit zur Last fallen zu müssen. Denn nimmer ist es edel, noch erlaubt, in Jahren des Erwerbs das leicht oder schwer zu Erübrigende den Luxushändlern Europas hinzuwerfen, um in Jahren des Dranges fremde Hülfe anzusprechen zu müssen. Ein Gesetz, das den Ankauf solcher Dinge erschwerte, wäre daher schon um deswillen wohlthätig, weil dann die ärmere Klasse weit weniger in Versuchung käme, solche Waare zu haben, daher sparsamer, wohlhabender, dabey genugsamer und glücklicher würde. Sorgen dürften wir wohl nicht, darum mit irgend einer auswärtigen Nation es besonders zu verderben, da die Maasregel allgemein, nicht auf einzelne namentlich beschränkt wäre.

In ihrer blühendsten Zeit war die Stadt und Republik St. Gallen im Kleinen ein wahres Musterbild einer trefflichen Staatseinrichtung. Man ermunterte und beförderte da einerseits alle die eigenthümlichen Erwerbszweige des kleinen Freystaates durch weislich vertheilte Privilegien und ein geregeltes Zunftwesen, und anderseits that man durch beschränkende Gesetze dem Luxus Gehalt, auf daß nicht durch üppigen Verbrauch allzu schnell wieder hinschwinde, was reichlich erworben wurde. Man wachte dabey sorgsam für Rechtllichkeit und Moralität, und so stand die Stadt in herrlichem Flor und in der ganzen handeltreibenden Welt waten ihre Wechsel geachtet und gesucht. Nun ist zwar allerdings zwischen einem handeltreibenden und einem ackerbauenden Staate ein formeller Unterschied; im Wesentlichen aber hat der eine wie der andere dieselbe und gleiche Auf-

gabe, nämlich die Quellen zu öffnen und fortzuleiten, die den heimatlichen Boden befruchten, und nach seiner speziellen Lage seinen Wohlstand blühend machen können. Bey uns sind diese Heilquellen Akerbau und Viehzucht. Je mehr diese von Staatswegen kultivirt und gehoben, und von allem Hemmenden möglichst befreyt werden, desto lieber und sicherer wurzelt die Wohlfahrt des Staates, desto lebhafter und blühender auch wird sich die Industrie und Fabrikation erheben. Darum sollte aber auch der Boden des Landes im Ankaufe oder Besitze eben so wenig beschwert werden, als die Fabrikation und der Handel inländischer Produkte, die aus jenem hervowachsen; — um so weniger, da solche Beschwerung des Bodens meist auf jene Klasse fällt, die dem Staate die nüglichsste ist, aber als unbemittelt diese Last doppelt fühlen muß.

Doch da seit der Gründung unsrer Selbstherrlichkeit schon so vieles zu unserm Besten geschehen ist, wer wird zweifeln, daß nicht jetzt in Zeiten der Ruhe und des Friedens, noch Manches, was wünschbar ist, geschehen werde! Nur übersichtige Thoren, oder erboste Egoisten, die in den gegenwärtigen, wohlgeordneten Verhältnissen für ihren unpatriotischen Eigennuz etwa nicht genügliche Nahrung finden, sind es, die sich unterfangen, der Existenz unsers Vaterlandes Arges nachzureden. Immer nämlich giebt es noch solche, die sich wichtig zu machen suchen mit der im Finstern ausgehketen Lasterung, als wäre der politische Bestand der schweizerischen Freystaaten immer noch prekär und ohne sichere Garantie, und als wenn es früher oder später

den verbündeten Mächten einfallen werde, die Schweiz als eine Beute unter sich zu theilen. Hinweg mit solchen Nachtgedanken, die so ungegründet, als der anerkannten Gerechtigkeitsliebe jener hohen Mächte nachtheilig sind. Wie sollten diese, die den Napoleon, den Verächter der Menschheit und des Völkerrechts, in seinem Uebermuth demüthigten, selbst gegen ihre faktisch bekannten Grundsätze handeln können? Nimmermehr! — Die solche Reden brüten und verbreiten, thun es besonders dann, wenn sie mit aberwitzigem Urtheile sich über unsre militärischen Anstalten und Waffenübungen hermachen, und solche als unnöthig, winzig und bedeutungslos verhöhnen. Doch nicht also ist es! Denn erstens sind diese Waffenübungen schon als bloßes gymnastisches Bildungsmittel unsrer vaterländischen Jugend nicht mit diesem Nasenrumpfen zu behandeln. Immer ziemt es der Würde jedes Staates, nicht mit merkantilischem Sinne alles nur nach dem bloßen Geldwerthe zu taxiren. Es wäre schon für sich genommen eine würdige Rücksicht der Regierungen, der mannlichen Jugend in Städten und auf dem Lande mittelst solcher Uebungen eine, außerdem nicht vorfindliche, körperliche Gelenkigkeit, Gewandtheit und Wohlgefälligkeit in der äußeren Form zu verschaffen. Ein gesunder rüstiger Körper hilft der Gesundheit der Seele auf. Doch es handelt sich hier nicht so fast um derley; sondern diese Uebungen sind schlechthin nothwendig als militärische Vorbereitungsschule, worin unsre Söhne sich zur Vertheidigung des Vaterlandes befähigen, wenn diese je einmal nöthig werden sollte. So lange die Thronen Europas

wie jetzt, mit Fürsten, die Friede und Gerechtigkeit lieben, geschmückt sind, so lange bringen uns diese militärischen Anstalten und der damit verbundene Aufwand freylich keinen aktuellen Nutzen. Doch wer bürgt uns für das, was alle Zukunft im Schooße trägt? Wir können nicht erst dann Soldaten bilden, wenn Noth am Mann ist. Wehrhaft und brav wird der Schweizer geboren, aber nicht als Soldat, wie ihn die neuere Zeit bedarf. Dazu muß er erzogen werden; denn in der heutigen Art zu kriegen kommt nicht mehr alles bloß auf Muth und Tapferkeit an. Nur im Besitze strategischer Kenntniße und Gewandtheit gleicher Art kann der sich vertheidigende Theil dem angreifenden kühn und mit glücklichem Erfolge entgegen treten. Dazu aber gehört Zurüstung und hinlängliche Vorübung. Jeder Gewerbsmann muß sich für seinen Beruf befähigen; warum soll es hierin anders seyn? — Dann aber, wenn die Söhne des Vaterlandes in Waffen und Kriegskunst gehörig vorgeübet sind, dann sage niemand, daß wir eine politische Nullen seyen. Hat auch unser Vaterland keinen ausgedehnten Umfang, und mißt sich seine Bevölkerung nicht mit der großer Staaten, so ist es doch weit und reich an intensiver Kraft, an Liebe zu seinen Bergen und Thälern, reich an Zufriedenheit mit seiner Verfassung, und voll des kräftigen Widerwillens gegen jede ungerechte Zumüthung und Behandlung. Hunderttausende alter und junger Krieger würden die frevelnde Hand abwehren, die sich an unsrer Ruhe vergriffe, — würden, angethan mit dem Panzer der gerechten Sache und mit dem Helme des Glaubens an den, der diese

schüzet, wie auf Flügeln des Windes getragen, dorthin ziehen, wo Gefahr drohte, — würden freudig für ein geliebtes Vaterland ihr Blut vergießen, während ihre Weiber und Kinder den Himmel um Hülfe bestürmten.

Doch den Blick wieder zurück auf unser geliebtes Thurgau! wenn drey Dinge, wie man sagt, vorzüglich die wohl oder übel bestellte Verwaltung eines Staates beurkunden, nämlich die Tempel, die Gerichtshöfe, und die Schulen, so mögen wir wohl in allen dreyen Hinsichten beruhigt seyn. Die öffentliche Gottesverehrung ist heilig gehalten, und die Tempel sind im ganzen Umfange der Bedeutung in Schutz genommen. Die gerichtlichen Behörden sind wenigstens mit rechtlichen Männern besetzt, und wenn es auch hie und da einem an dem erwünschtesten Grade der Bildung und Geschäftsgewandtheit fehlen sollte, so kommt dieß größtentheils auf Rechnung der frühern Verfassung, welche uns keine Ausichten öffnete auf Uebernahme wichtiger und einflußreicher Stellen im Staate, die eine umfassendere Bildung heischten und dazu ermunterten. Eine spätere Zeit wird uns gewiß nicht nur tugendhafte, sondern auch gebildete Männer für diese Stellen schaffen. Hiefür bürgt besonders die bessere Einrichtung unsrer Volksschulen. Möge nur auch die große Angelegenheit des Erziehungswesens mit eben der Wärme noch fürder betrieben werden, als man es zu betreiben anfieng. Der Staat hat offenbar nicht weniger für Bildung zur Humanität, für ein wahrhaft menschliches Daseyn seiner Angehörigen zu sorgen, als ihm ihr thierisches Bestehen mit allem, was dasselbe bedingt, am Herzen liegt. Es

bedarf wohl keiner Erinnerung, daß ich unter der Bildung keine andere, als die wahre und ächte verstehe, jene nämlich, die da wirklich ein besseres und glücklicheres Geschlecht begründen kann, — welche den Menschen frömmere oder besser, welche ihn verständiger, für seinen Beruf geschickter und für das Leben tüchtiger, welche ihn in dem Gefühle seiner Tüchtigkeit und in dem Erfolge derselben, ganz vorzüglich aber in seinem frommen Sinne auch in sich zufriedener und unbeschadet der Kraft, die sich im Kampfe für das Gute und Rechte bewährt, in allen Verhältnissen geschmeidiger, in jeder Hinsicht menschlicher macht. Der Geist, der unser Schulwesen durchdringen soll, muß eben deswegen religiöser Art seyn; außer dem werden diese nie das leisten, was man von ihnen zu erwarten sich berechtigt glaubt. Denn wenn dem Menschen nicht vielmehr auf das Ueberirdische und Unvergängliche, als bloß auf das Irdische frühzeitig und anhaltend eine Richtung gegeben wird, so muß natürlich das heiligste, was in ihm ist, seine überweltliche Bestimmung, die, wenn er sie treu umfängt, allein ihn wahrhaft frey und glücklich machen kann, der einseitigen Ausbildung des Verstandes und der vorschnellen Entwicklung der sinnlichen Neigungen und Triebe zum Opfer werden. Die Bildung des Herzens und des Verstandes soll im schönen Einklange gefördert werden. Eine Bildung, die solche Früchte trägt, wodurch der Mensch fromm und gut, tauglich für den Kreis seiner Verhältnisse, und namentlich ein wackerer Bürger und Unterthan wird, kommt dem Einzelnen, wie dem Staate. Wenn aber so Großes von dem Un-

terrichte in Volksschulen erwartet werden soll, so ist es klar, daß Mittel vorhanden seyen, und Triebfedern in Bewegung gebracht werden müssen, wodurch allernächst die Lehrer der Jugend selbst aus dem Geleise der gewöhnlichen Schulmeisterei herausgehoben, und für ihren in die Volkswohlfahrt so tief eingreifenden Beruf zuerst selbst geweiht werden mögen. Wie das zu machen, wo jene Mittel zu finden, und wie durch eine neue Taufe, welche erst den Lehrern der Jugend selbst gegeben ward, jene radikale Verbesserung des Schulwesens angebahnt werden möge, — dieß sind Fragen, die zu wichtig sind, als daß sie unbeantwortet bleiben dürften, die aber auch zu schwer sind, als daß ich sie beantworten könnte.

Fest steht indeß meine Ueberzeugung, daß diese geistige Kultur des Volkes, zu welcher auch der Armste ein Recht hat, die da möglich und nichts weniger als chimärisch ist, als die Krone und Blüthe unsrer übrigen trefflichen Staatseinrichtungen erscheinen würde. Denn eine Volksbildung, welche die Menschen gewissenhaft, redlich, wohlwollend, brauchbar und genügsam macht, ist köstlicher als Reichthum, und sie ist eine jener festen Grundsäulen, wodurch die Existenz des Staates selbst am sichersten garantirt ist. Was ist Glanz, was Macht und großer Reichthum in einem Staate anders als ein trügliches Reizmittel, ein Volk aus sich selbst zu verlocken, es zu excentrischen Wünschen zu verleiten, worüber es sich selbst und Glück und Freyheit verliert. Es geht einem ganzen Volke nicht anders, als dem einzelnen Menschen, wenn er sich aus dem

stillen Frieden eines genügsamen Herzens verliert. Die Geschichte belehrt uns nicht anders. Rom war am glücklichsten, da es nichts als Tugend und Tapferkeit besaß. Als Karl der 5te seinen Ruhm darin suchte, daß die Sonne über seinen Staaten nie unterginge, da verarmten seine Unterthanen mitten unter Eroberungen, und der Kern des Volkes mußte der Eitelkeit seines Monarchen das Leben opfern. Als unter Ludwig des 14. Regierung der Wohlstand in Frankreich zu groß ward, siehe! da war auch übermüthiges Gelüsten in dem Herzen des Königs rege! Er sandte seine Truppen bis vor die Thore von Amsterdam; seine Heere bedrohten München, verheerten Italien; sein Enkel mußte auf Spaniens Thron sich setzen. Bey allem dem aber eroberte Frankreich selbst keine andern Trophäen, als Entvölkerung, geringern Ertrag des vernachlässigten eigenen Bodens, Verarmung des Volkes, und Entblößung seiner Finanzen. Selbst Napoleons Glanz und Gewaltherrschaft, welche die ganze Welt in Staunen setzte, brachte dennoch dem Reiche selbst für sein vieles vergossenes Blut keine andern Vortheile, als daß etwa einige begünstigte Aufsprößlinge zu Fürsten oder Majoratsherren erhoben werden konnten. So ist es mit England. Seit der Regierung Elisabeths behauptet es die Herrschaft auf dem Meere, und die Welt ist ihm zinsbar; gleichwohl lastet auf einem großen Theile des Volkes Armuth und drückendes Glend.

Fürwahr Reichthum und Uebermacht, das Gewaltige, Aufsehen Erregende ist es nicht, was Länder und Staaten beglückt, sondern nur die genügsame, zufriede-

dene Anhänglichkeit ans eigene Vaterland, ein treues Einverständnis zwischen Regierung und Volk, und auf beyden Seiten gewissenhafte Erfüllung obliegender Pflichten. Es ist Sache der Regierung, Gesetze zu geben und zu schützen, die der Zeit und den Umständen angemessen sind; die Kosten des Staatshaushalts ohne parteynehmende Rücksicht zu vertheilen, und jenem mehr aufzulegen, welcher mehr schuldig und zu tragen im Stande ist. Es ist Sache der Regierung, durch eine strenge und wachsame Polizey die öffentliche Sicherheit zu schützen, für eine unbestechliche Justizpflege zu sorgen, die Richterstühle mit gerechten und verständigen Männern zu besetzen, und jede verletzte Amtspflicht mit strenger Censur zu belegen. Wir fordern eben keine so strengen Censoren, wie Kato war, der einen Senator seines Amtes nur darum entsetzte, weil er sein Weib in Gegenwart seiner Tochter geküßt, und sich also minder ernst und würdevoll benommen hatte, als es nach Kato's Meynung einem römischen Senatoren ziemte. Gleichwohl sollen auch unsre obrigkeitlichen Aemter nur solche Männer bekleiden, die das Heilige heilig halten, unbescholtenen Wandels sind, und Tugend und Zucht mit Ernst und Eifer in Schutz nehmen. Ausartung und Sittenlosigkeit greifen im Volke nie schneller um sich, als wenn von oben herab böses Beyspiel gegeben, und gegen Religion, Wahrheit und Recht eine gefährliche Gleichgültigkeit gezeigt wird. Friedrich von Preussen, der durch seine großen Gaben und durch seine kühnen Plane und Thaten die Zierde und Größe des Hauses Brandenburg war, hätte wirklich den Namen des Einzigen und in

jeder großen Hinsicht Ausgezeichneten verdient, wenn er nicht durch seinen religiösen Indifferentismus, durch seinen Hohn gegen Alles, was durch höhere Ordnung, durch Sitte und Alterthum geheiligt war, durch seine Verachtung und Verletzung aller Rechte und Verträge, im Wesentlichen und Hochbedeutenden nicht nur seinen eigenen Staaten, sondern vielleicht ganz Europa, das auf ihn blickte, eine Wunde geschlagen hätte, die nichts anderes, was an ihm gut war, süßen konnte.

Den Pflichten der Regierung gegenüber zeigen sich die Pflichten der Bürger von selbst. Was würden weise und gute Gesetze nützen, wenn nicht Jeglicher die bindende Pflicht hätte, denselben sich zu fügen und mit geneigtem Willen ihnen nachzuleben? Alles unberufene Bekriteln und Tadeln obrigkeitlicher Verfügungen ist wider das Gewissen eines redlichen Staatsbürgers, stammt aus einem frankten Blute, welches ungerregelte Selbstliebe versäuert hat, und ist zugleich Verletzung einer der ersten Pflichten, welche die Religion uns gebeut. Was wäre ungerechter und undankbarer, als wenn wir die durch keinen äußern Lohn hinreichend vergoltenen Mühen und Aufopferungen unsrer hohen und untergeordneten Staats-Beamten nicht ehren und durch willige Folgeleistung erleichtern wollten? Wer weiß es nicht, daß in republikanischen Verfassungen die Aussicht auf Aemter wegen äußern Gewinnes keineswegs lofend ist, da unsre Beamtenen für mühevollen Aufwand von Zeit und Kräften wahrlich kaum etwas mehr beziehen, als was ihnen als rechtlche Entschädigung gegeben werden muß, auf daß sie zu den übrigen Anstrengungen nicht auch

noch von ihrem Eigenthume zuzusehen genöthigt seyen,  
Alle menschlichen Institutionen haben ihre Schat-  
tenseite der Unvollkommenheit. Aber es ist ein häßli-  
ches Geschäft, mit absprechendem Vornehmthum nur  
immer auf diese hinzuschielen, als wäre man selbst aus  
besserem Thone, als alles Menschliche. Vielmehr ist  
es Aufgabe eines Jeglichen, an der Lichtseite des Be-  
stehenden sich zu erfreuen und zur Bervollkommnung  
desselben beyzutragen nach Vermögen und Beruf. Mö-  
gen wir auch unsrer Verfassung noch in mancher Hin-  
sicht ein Fortschreiten und Ausbilden wünschen, so sind  
wir doch gleichwohl überzeugt, daß ihr nichts Wesent-  
liches zu ihrem Bestande fehle, daß schon jetzt ihre Grund-  
festen sicher stehen, und daß das auf ihnen ruhende Ge-  
bäude des Staates wohl gefügt und ehrwürdig sich er-  
hebe. Genießen wir die Vortheile, die diese Verfassung  
uns anbietet, bauen wir unsre Felder und treiben wir  
Gewerbe, geben wir dem Staate willig das Wenige,  
das er von uns fordert für das Viele, das er uns giebt;  
leben wir friedlich ohne Zank und Reibung, vermeiden  
wir Prozesse, und halten wir das Erworbene redlich  
und haushälterisch zusammen im Kleinen und Großen;  
vergessen wir nie der Sitten unsrer Väter, und seyen  
wir rückwärts mit ihnen verbunden durch edle Nachah-  
mung ihrer Einfalt und Kräftigkeit, und vorwärts er-  
strecke sich unsre Vaterlandsliebe nicht minder, daß wir  
das Gute der Gegenwart auch auf die Zukunft bringen,  
und nie aus Egoismus oder bloßem Gefühl für den  
Augenblick der Nachkommenschaft vergessen, — nie auch  
vergessen jenes höhern Vaterlandes, das oberhalb uns-  
rer Berge liegt! —